

Abb. 51: Zollernalbkreis. – Abb. 52: Wappen der Grafen von Zollern, Zeichnung 16. Jahrhundert.

drei württembergischen Hirschstangen (Abb. 27) und damit die Stammwappen der beiden bedeutendsten Territorialherrschaften, die die Geschichte des Kreisgebiets geprägt haben.

### Heutige Praxis und Tradition

Diese Zusammenstellung der Kreiswappen aus den Regierungsbezirken Stuttgart und Tübingen zeigt, daß die vom Innenministerium für die Festlegung und Verleihung neuer Gemeindegewappen erlassenen Bestimmungen (s. Gemeinsames Amtsblatt 1977, S. 1549, RdErl.-GO zu § 6) auch bei der Gestaltung neuer Kreiswappen sinngemäß angewandt wurden. Infolgedessen sind diese Wappen inhaltlich – meist historisch – begründet, einprägsam und unter den Kommunalwappen des Landes unverwechselbar. Sie entsprechen dem von

der Wappenkunst entwickelten eigenen Stil und den heraldischen Regeln. Mit Beratung durch das Hauptstaatsarchiv Stuttgart widerstanden die neuen Landkreise der Versuchung, zahlreiche Figuren in vielfach unterteilten Schilden unterzubringen. Die Beschränkung auf das Wesentliche führte zu Wappenbildern, die sich auch in der Verkleinerung auf Dienstsiegelgröße klar unterscheiden lassen. Diese für die Verwaltungspraxis unerläßliche Notwendigkeit ließ sich bei der Gestaltung neuer Kreiswappen durch die Wiederverwendung alter Wappensymbole optimal mit dem weit verbreiteten Wunsch nach einer historischen Aussage über das jeweilige Kreisgebiet verbinden. Es sind ja gerade die ältesten Wappenbilder, die uns heute durch ihre Schlichtheit und Einprägsamkeit am meisten ansprechen. Viele von ihnen leben nun in modernen Kreis- und Gemeindegewappen fort.

### Bildernachweis

Hauptstaatsarchiv Stuttgart: 1, 3, 7, 9, 11, 13, 15, 18, 20, 23, 26, 28, 32, 34, 37, 40, 42, 44, 47, 49, 51: J 482; 2,50: JI Nr. 289; 4: A 602 U 1430; 5: A 474 U 3; 6: A 4 Bü. 41a; 8: J 251c nach Obrecht, *Alsaticarum rerum prodromus*, Straßburg 1681; 12: J 231 b CIa Nr. 1; 14: A 496 U2; 16: J 230a AII Nr. 16; 17: J 480; 19: A 602 U 297; 21: J 480; 24: J 231 b CII Nr. 1; 25: J 480; 27: A 474 U 1712; 29: A 602 U 5979 A; 30, 31: J 230c; 33: A 602 U 303; 35: *Ulmer Ordnung der Feuerschworenen*, 1612; 36: B 551 Bü. 26; 38: J 231 b NC 35; 39: J 230c; 41: B 515 U 2150; 43: B 532 Bü. 94; 45: J 231 b DII Nr. 14; 46: J 251 b; 48: A 474 U 3; 52: B 551 Bü. 26  
Staatsarchiv Ludwigsburg: 10: B 509 U 54; 22: B 236 Nr. 171

## Die Pfarrkirche in Oberdischingen

Oberdischingen an der Donau, ein altes Bauerndorf aus alemannischer Landnahmezeit, hat sich im 18. und 19. Jahrhundert zu einem «Klein-Paris» entwickelt. Heute ist Oberdischingen freilich wieder zu einer dörflichen Gemeinde geschrumpft. Nur noch die Herrengasse, die Pfarrkirche, das Kanzleigebäude sowie das Zucht- und Arbeitshaus erinnern an die prunkvolle Zeit des Grafen FRANZ LUDWIG SCHENK VON CASTELL (1736–1821), des Malefizschenken.

Der Graf hat den Bau der heute in Süddeutschland einzigartigen Pfarrkirche in Auftrag gegeben. Die klassizistische Rotunde, in Frankreich oder Italien eher denkbar als in germanischen Ländern, kann mit keinem Bauwerk zwischen Main und Bodensee

## Ehrenfried Kluckert

auch nur annähernd verglichen werden. Vielleicht auch deswegen, weil der später angefügte Glockenturm im Widerspruch zum architektonischen Plan eines Zentralbaues steht. Der Turm ist wohl als Reverenz an die dörfliche Gemeinde zu verstehen, der die Funktionen einer Kirche näher stehen, als ihr ästhetisches Konzept.

Damit ist zugleich die Problematik dieser Pfarrkirche vorgegeben: Wie kommt Oberdischingen zu einem im italienischen Geist und französischen Stil des 18. Jahrhunderts erbauten christlichen Tempel? Und schließlich: Wer war der Baumeister? Die erste Frage läßt sich verhältnismäßig einfach mit der Biographie des Bauherrn, des Malefizschenken, beantworten. Die Daten und Ereignisse seines Lebens sind nahezu



Oberdischingen. Pfarrkirche von Westen

vollständig überliefert. Dagegen schweigen sich die Archive über den Namen des Baumeisters aus. Diese Frage muß also kunsthistorisch ermittelt werden. Bevor aber diese Problematik genauer erörtert wird, soll die Baugeschichte der Kirche in den einzelnen Phasen geschildert werden:

Als der Malefizschenk im Jahre 1764 seine Herrschaft antrat, besaß Oberdischingen eine kleine spätgotische Pfarrkirche – ihre Grundsteinlegung datiert vom Jahre 1448. Dieses Kirchlein war schon lange reparaturbedürftig. Ferner entsprach es in keiner Weise dem Standesbewußtsein des Grafen. Die Kirche sollte schöner und größer werden. So nahm der Malefizschenk schon zwei Jahre nach seinem Regierungsantritt (1766) Verhandlungen mit dem Architekten FRANZ ANTON BAGNATO auf, dem Sohn des berühmten Baumeisters JOHANN KASPAR BAGNATO.

Wie aus den Verträgen hervorgeht, waren die Um- und Erweiterungsbauten sehr umfangreich (OTT): Das Langhaus sollte erhöht, der Chorbogen erweitert und ein neues Oratorium vom Fundament aus

errichtet werden. Im Zuge dieser Erweiterungen, die den Umfang des Baukörpers beträchtlich vergrößern sollten, wollte man schließlich auch den Turm erhöhen. Bald legte BAGNATO sein Konzept vor. Der Graf fand offensichtlich Gefallen daran, denn er schloß einen Vertrag mit dem Baumeister ab und wies einen Vorschuß von 300 Gulden an. Doch schon kurze Zeit später – im Jahre 1770 – forderte er diesen Betrag wieder zurück. Der Graf scheint das Interesse an einem Umbau verloren zu haben. Wie aus verschiedenen Rechnungen und Akten hervorgeht, strebte er nun einen Neubau an. In den Jahren von 1770 bis 1774 verhandelte er mit der Diözese Konstanz wegen Abbruch der alten und Errichtung einer neuen Pfarrkirche. Die Diözese war aber gegen den Abbruch der, wie sie argumentierte, durchaus noch brauchbaren Kirche und verlangte einen Finanzplan, aus dem die Bezahlung eines Neubaus hervorgehen sollte. Die Finanzierung schien gesichert zu sein: Infolge des geplanten Umbaus war die Pfarrei in den vorangehenden Jahren nicht besetzt: dadurch hatte man einen Betrag von 1700 Gulden

gespart; außerdem sollten das Stiftungsvermögen der Dreifaltigkeitskapelle herangezogen werden und Schuldbriefe, die auf den Namen des Grafen in Konstanz hinterlegt waren.

Durch diese Aufstellung wurde die Finanzierung des Neubaus glaubhaft gemacht, so daß das Ordinariat in Konstanz nachgab. Anzumerken wäre noch, daß der Graf seinem Wunsche durch einen Verweis auf seinen Stammbaum Nachdruck verliehen haben könnte: Einer seiner Vorfahren war im 12. Jahrhundert Bischof von Konstanz. In der Zwischenzeit entließ der Graf seinen Architekten FRANZ ANTON BAGNATO und nahm Verhandlungen mit neuen Baumeistern auf. Über diese ist aber, wie schon erwähnt, aus den Akten nichts Näheres zu erfahren.

Die Grundsteinlegung der neuen Pfarrkirche fand im Jahre 1800 statt. Doch der Bau zog sich in die Länge – nicht zuletzt wegen der Streitigkeiten zwischen Vater und Sohn. Letzterer sah einen riesigen Schuldenberg nach dem Tode des Grafen auf sich zukommen und opponierte ständig in Konstanz gegen das Bauvorhaben. Dort stand man aber zu der einmal gefällten Entscheidung. Beim Tod des Grafen FRANZ LUDWIG im Jahre 1821 war der Rohbau fertiggestellt. Erst 16 Jahre später – am 2. Oktober 1835 – konnte die Kirche konsekriert werden. Der Turm blieb allerdings noch unvollendet, da die gräfliche Herrschaft erst nach endlosem Prozessieren von der Baulast am Turm, der im Bauplan gefehlt haben sollte, freigesprochen wurde. Im Jahre 1892 hat der Baumeister BUCK aus Ehingen den Turm errichtet.

Die Baugeschichte ist also verhältnismäßig übersichtlich. Man erhält zwar keinen Hinweis auf den Namen des Architekten, zugleich aber auch keinen hinsichtlich von Plan- oder Konzeptänderungen, die auf zwei oder mehrere Baumeister schließen lassen könnten. Die lange Bauzeit ergab sich wohl aus den erwähnten Streitigkeiten zwischen Vater und Sohn. Besonders nach dem Tode des Grafen FRANZ LUDWIG dürften Verzögerungen auf Grund einer unklaren Finanzierung aufgetreten sein. Daß in dem Plan ein Kirchturm nicht vorgesehen war, spricht für das konsequente Festhalten am klassizistischen Stil. Die späte Anfügung des Turmes spricht dagegen für das Bedürfnis der Gemeinde nach einer «vollständigen Kirche» und für die einst esoterische Haltung des Grafen, der sich über diese Bedürfnisse hinweggesetzt hat.

Die Bauanalyse wird noch eingehender auf die ästhetische Problematik des Turmes eingehen. Zuvor aber sollte man die Biographie des Bauherrn durchleuchten, um die ausgefallene Wahl einer

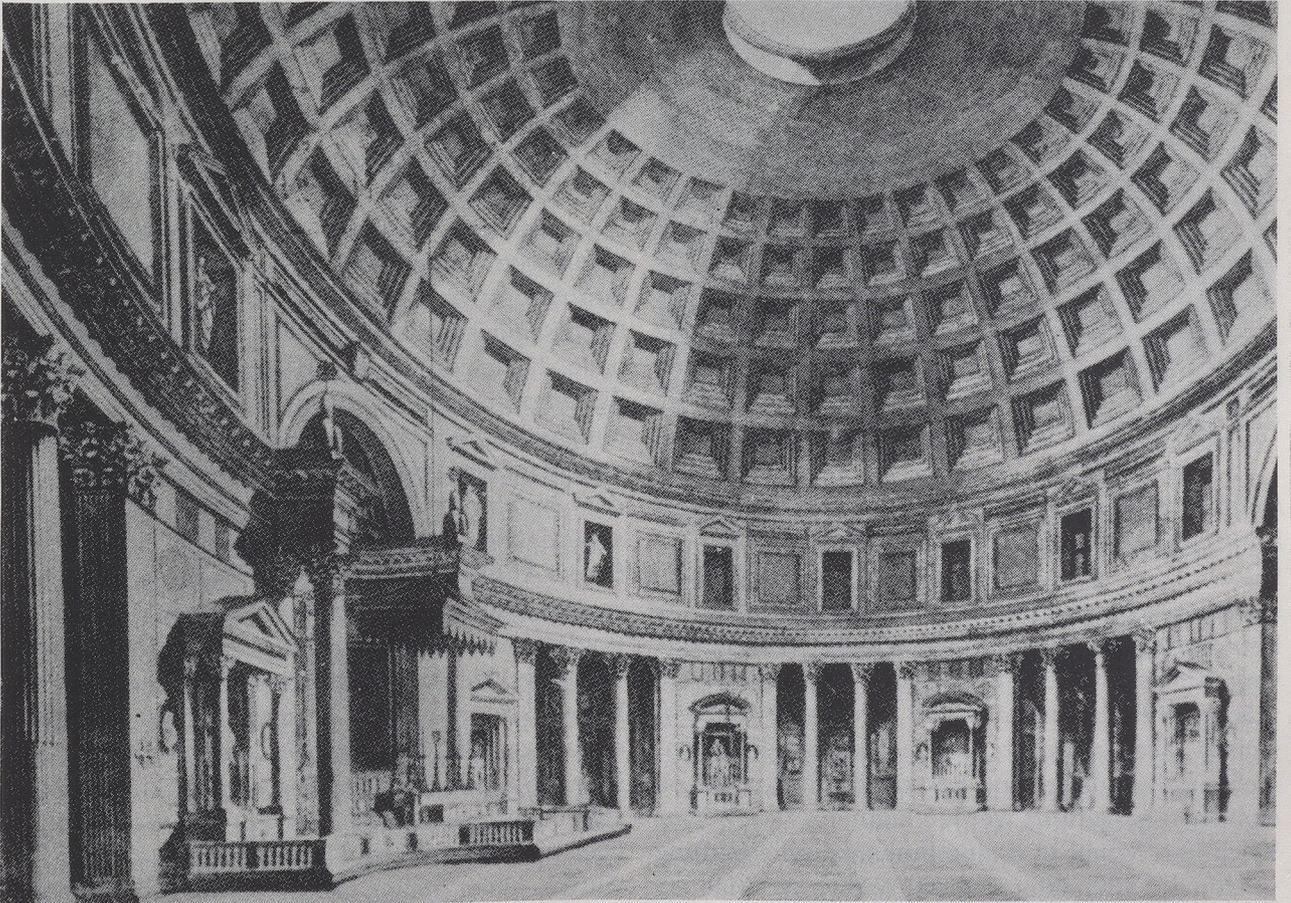
klassizistischen Rotunde – einer Kirche, die eher in ein städtisches als in ein dörfliches Ambiente passen würde – zu begründen.

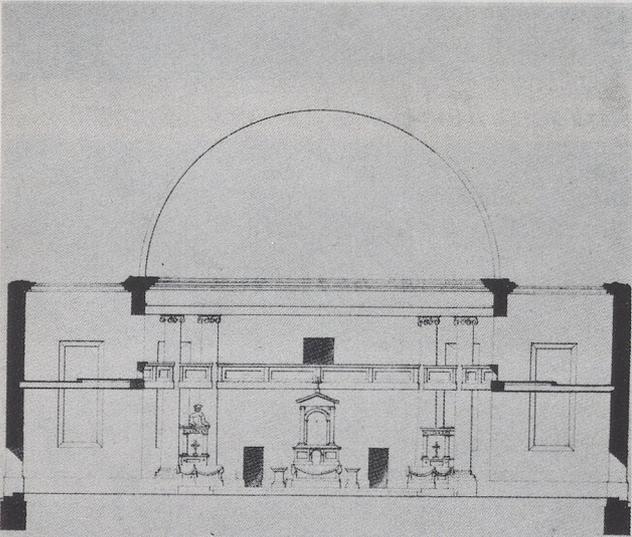
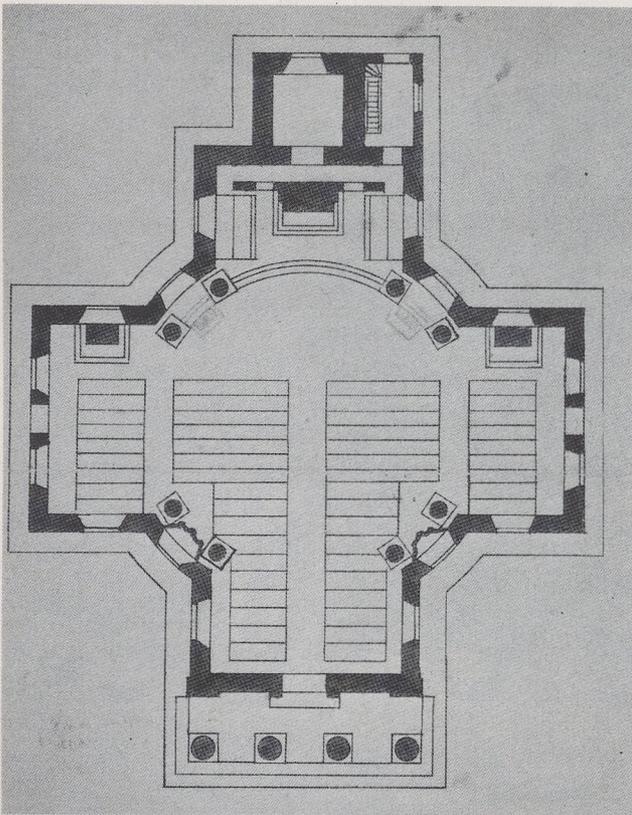
Die Familiengeschichte der SCHENKEN VON CASTELL geht auf das frühe Mittelalter zurück. Ihre Wurzeln liegen im Dunkel. Die erste Gestalt, die urkundlich greifbar wird, ist ULRICH II VON CASTELL, der von 1127 bis 1138 jenes Bischofsamt von Konstanz bekleidete. Im Jahre 1242 wird ein weiterer ULRICH VON CASTELL mit dem Amt des Mundschenken des Bischofs von Konstanz belehnt. Von da ab führt das Geschlecht den Beinamen SCHENK (OTT). Seine Geschichte ist erst ab dem Jahre 1661 mit der Oberdischingens verbunden. In diesem Jahre verkaufte SIGISMUND WILHELM VON STOTZINGEN ZU HEUDORF die Herrschaft Dischingen an den Fürstbischof MARQUARD ZU CASTELL in Eichstätt. Damit wurden die SCHENKEN VON CASTELL auf fast 200 Jahre Grund-, Orts- und Gerichtsherren von Dischingen. Gegenstand des Kaufvertrages vom Jahr 1661 waren *das Freiherrliche Gueth Tischingen und die dazugehörigen Stuck und Güether, Rechte und Gerechtigkeit, malefizische Hoch- und Niedere Herrlichkeiten (hohe und niedere Gerichtsbarkeit), der Große, Kleine und der Blutzehnten, Höfe und Selden, Leibeigene Leute, Nutzungen und Gefällen, Fronen, Steuern, Diensten, Wunn und Waid.* (OTT)

Mit diesem Zitat wird sehr eindrucksvoll die spätere Machtentfaltung des Grafen dokumentiert – ein Faktor, der sicherlich auch den Drang nach Herrschaftsarchitektur – wie noch zu zeigen sein wird – erhellen kann.

Im Jahre 1662 kommt dann durch Heirat die Herrschaft (Unter-)Dischingen mit Schloß Trugenhofen an Graf JOHANN WILLIBALD (1619–1697), den Großvater des Malefizschenken. Über die Jugend des Grafen FRANZ LUDWIG ist nur wenig bekannt. Das Tagebuch, das er führte, fiel einem Bombenangriff des 2. Weltkrieges zum Opfer. Man vermutet, daß er an der Universität Göttingen studiert hat. Nach seinem Studium machte er die damals übliche Bildungsreise nach Italien, die bis nach Neapel geführt haben soll (OTT). Als 28jähriger übernahm er dann im Jahre 1764 die Herrschaft Oberdischingen. Damit trat er auch in den Besitz aller Titel des Geschlechtes ein: *Franz Ludwig Schenk, des Heiligen Römischen Reiches Graf von Castell, Herr der Graf- und Herrschaften Schelklingen, Berg und Gutenstein, Oberdischingen, Bach, Wernau, Einsingen und Hausen und Stetten am Kalten Markt, Seiner Röm. Kaiserl. Königl. Apostolischen Majestät Kämmerer, Seiner Kurfürstl. Gnaden zu*

Rechts: Der spätantike Bau des Pantheons in Rom





Grund- und Aufriß der Pfarrkirche Oberdischingen

*Mainz Wirklicher Geheimer Rat, des Hochfürstlichen Hochstifts Eichstätt Erbmarschall.* (OTT)

Dieser Titel spiegelt in einer damals geläufigen selbstherrlichen Weise die aus dem oben zitierten Kaufvertrag hervorgehenden Macht- und Besitzverhältnisse des Grafen wider: Er stellt sich als ein prächtiger Barockpotentat vor. Sein Reichtum geht genauer aus einer nach seinem Tode (1824) zusammengestellten Erhebung hervor, die hier nicht im einzelnen aufgeführt werden kann.

Reichtum, Macht und eine humanistische Bildung prägen den Charakter und das Wirken des Malefiz-

schenken. Zeitgenössische Aufzeichnungen beschreiben ihn als einen geistreichen Plauderer und guten Gesellschafter, der auch des öfteren Gast am württembergischen Herzogshof war (OTT).

Das Selbstbewußtsein und das Machtgefühl eines barocken Edelmannes dokumentiert sich zwar in seinen Besitzverhältnissen und in seinem Titel – doch das für alle sichtbare Zeugnis seiner Macht ist die Architektur, mit der er sich umgibt. Gerade der Dorfadel, der seine Herrschaft gegenüber dem Herzog oder König zu vertreten, seine Autonomie gegenüber Gleichgestellten zu demonstrieren und seine Macht gegenüber dem Volke durchzusetzen hatte, schuf sich mit seinen Schlössern und ländlichen Residenzen zeitgemäße Herrensitze.

Der Malefizschenk gab sich allerdings mit einem Schloß nicht zufrieden. Seine Funktion als Bauherr zielte auf die Errichtung einer Residenz als Sitz und Ausdruck seiner reichsgräflichen Herrlichkeit. Er hat Oberdischingen im Laufe seiner Regierungszeit zu einer kleinen Residenzstadt umgestaltet – d. h., er fügte dem alten alemannisch-schwäbischen Bauerndorf das Residenzviertel an. Damit hob sich Oberdischingen fortan von allen Dörfern der näheren und fernerer Umgebung ab. So hat der Graf seinem Repräsentationsbedürfnis und im gewissen Sinne auch der Legitimation seiner Macht ein monumentales Denkmal gesetzt: Die im Mansard-Stil erbauten Häuser der Herrengasse, die Fronfeste mit der Kanzlei – ein stattlicher dreiflügeliger Bau mit einem geräumigen Innenhof – und schließlich: die Pfarrkirche. Letztere darf wohl als Höhepunkt seiner Bautätigkeit angesehen werden.

Der Grundriß der Pfarrkirche ist dem Pantheon in Rom nachempfunden worden. Dieser ehemals heidnische Tempel aus dem 2. nachchristlichen Jahrhundert, ebenfalls ein Rundbau mit einer mächtigen Kuppel und einer von Säulen getragenen Vorhalle, dürfte den Grafen auf seiner schon erwähnten Bildungsreise tief beeindruckt haben. Das spätantike Bauwerk mit dem tempelartigen Portikus stand zudem im Mittelpunkt kunsttheoretischer Reflexion der Aufklärung. WINCKELMANN'S «Edle Einfalt, stille Größe» belegt die emphatische Begeisterung für die Antike, die man damals wieder entdeckt hatte. Das römische Pantheon war neben dem Forum Romanum und den Tempelanlagen in Paestum ein wichtiges Ziel der Bildungsreisenden; das antike Bauwerk wurde zum Kunsterlebnis; an seiner Gestaltungsweise, der harmonischen Vermittlung zwischen Waagerechter und Senkrechter, konnte man sein Bedürfnis nach Erhabenheit und Größe stillen. Die philosophischen Überlegungen, die in der Antike einen neuen Antrieb zur Umgestaltung



Das Innere der Pfarrkirche Oberdischingen

menschlicher Moralvorstellungen mit dem Ziel einer Demokratisierung der Gesellschaft sahen, trafen sicherlich für Dichter und Künstler zu – weniger aber für den absolutistischen Herrscher.

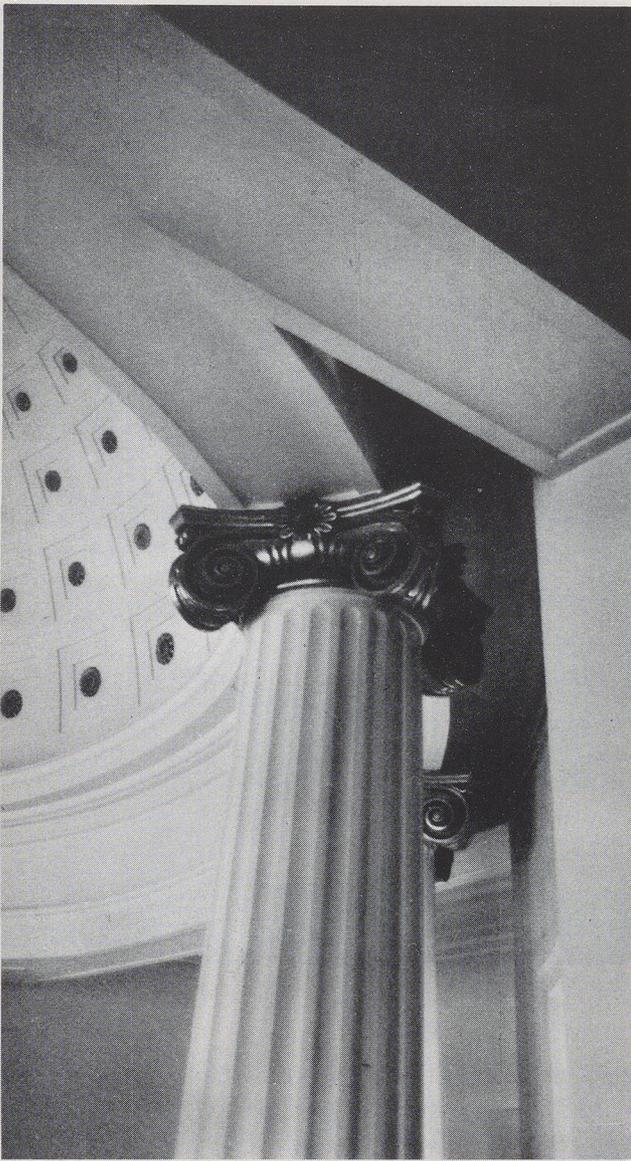
Der Klassizismus, Träger dieser Gedanken, galt damals als modern oder «modisch». Er wurde als eine Möglichkeit erkannt, die Herrscherwürde neu zum Ausdruck zu bringen. Vielleicht spielte dabei der Gedanke eine Rolle, barockem Prunk zu entsagen, um sich fortan mit dem schlichten antiken Gewand der Weisheit und der Vernunft zu kleiden. Der klassizistische Bau kann als Zeichen dieses neuen Repräsentationsbedürfnisses gelten, ohne daß dabei eine Umgestaltung der Herrschaftsverhältnisse zum Ausdruck kommen mußte.

Der humanistisch gebildete Graf FRANZ LUDWIG hat sich mit diesen geistesgeschichtlichen Fragen sicherlich auseinandergesetzt. Eine stark modifizierte Replik des römischen Pantheons im städtebaulichen Ensemble mit weiteren klassizistischen Gebäuden und Anlagen hatte für ihn nicht nur Residenz-Funktion. Sie darf auch als Hinweis auf seinen im Titel genannten geistlichen und weltlichen Bezug zum römischen Reich verstanden werden – insgesamt

also als Ausdruck seiner gräflichen Würde. Diese wird nun nicht nur im klassizistischen Stil anschaulich gemacht, sondern hauptsächlich in der Idee des Zentralbaues: Der sakrale Zentralbau galt schon seit dem frühen Mittelalter als vornehmste aller Kirchen und damit als eine Königskirche. Diese Bedeutung taucht seit JUSTINIAN im byzantinischen Osten des Abendlandes auf. Mit dem Bau der Aachener Pfalzkapelle wurde diese Bedeutung übernommen. In ihren Ausmaßen überragt das vor dem Westteil der Pfalzkirche errichtete Oktogon die übrigen Bauteile der Bischofs- und Klosterkirche. Damit wollte KARL DER GROSSE schon vor seiner Kaiserkrönung seine dominierende Stellung gegenüber der Kirche behaupten (BANDMANN).

In diesem Bedeutungszusammenhang taucht fortan jeder sakrale Zentralbau auf. Häufig verkörperte er die Machtstellung des Bauherrn – u. a. die des Fürsten über seine Untertanen. Diese über Jahrhunderte tradierte ikonologische Funktion war nicht nur dem Malefizschenken bekannt, sondern auch seinen Untertanen – wenn auch mehr von der emotionalen oder suggestiven Seite.

Eine nun folgende Detailanalyse der Pfarrkirche soll



Oberdischingen

diese von der Baukonzeption abgeleitete geistesgeschichtliche und ideologische Funktion deutlich machen:

Die Kuppel erhebt sich über der Vierung zweier gleich langer Kreuzarme. Der Grundriß beschreibt also ein griechisches Kreuz. Die Kuppel wird von vier Paaren schlanker ionischer Säulen getragen. Wie Grund- und Aufriß verraten, ist der Umfang des Kuppelringes proportional größer als der des Vierungsquadrates. Die Vierungsecken werden also nicht, wie sonst im klassizistischen Zentralraum üblich, durch Säulen oder Pilaster verstärkt, um den Kuppelring zu tragen. Die Vierung wird durch das Abflachen der Ecken erweitert. In die so entstandenen Wandflächen werden Fensteröffnungen gebrochen, um dem Raum eindeutige Lichtquellen zu erschließen. Vor diese Fensterzonen werden die vier die Kuppel tragenden Säulenpaare gestellt. Ihre

freie Stellung wird durch das hinter ihnen einfließende Licht noch verstärkt. Der Kuppelring ragt nun in die Vierungsarme hinein, wodurch die Mächtigkeit des Innenraumes, in dem eindeutig die Kuppel dominiert, erhöht wird. Die Vierungsarme spielen für die Raumwirkung keine so entscheidende Rolle mehr. Sie scheinen zu Nischen reduziert worden zu sein. Das könnte durchaus im Sinne der eben angesprochenen räumlichen Entfaltung der Kuppelzone beabsichtigt gewesen sein, zumal durch ihre bauliche Betonung der Charakter eines Zentralbaues und die daraus abzuleitende Bedeutungsebene des «Mächtig-Seins» intensiviert wird. Der Baumeister nahm jedoch mit diesem Konzept ein schwieriges statisches Problem auf sich: Die vier freistehenden Säulenpaare können zwar die nach unten wirkenden Kräfte der Kuppel abfangen, nicht aber den statischen Schub, der zur Seite abgeleitet wird. Dieser wurde im Pantheon von den weit nach oben gezogenen Außenmauern abgefangen. Da solche im Plan von Oberdischingen nicht vorgesehen waren, mußte der Baumeister zu einer anderen Lösung gelangen: Wie Grund- und Aufriß zeigen, tragen die freistehenden Säulen zwar den Kuppelring, nicht aber die Außenkante der inneren Kuppelwölbung. Diese wird vom mächtigen Gebälk, das die Vierungsecken miteinander verbindet, abgestützt. Dadurch ist es zu einer sehr eigenwilligen aber eleganten architektonischen Lösung gekommen: An der Stelle der abgeflachten Vierungsecken löst sich der Kuppelring vom Gebälk – vielmehr: er schert aus diesem heraus, um über der Achse eines jeden Vierungsarmes wieder mit ihm zu verschmelzen. Dort, wo der Ring sich vom Gebälk löst, wird die Kuppel also einerseits von den Säulen getragen und andererseits von der so freiwerdenden Baumasse des Gebälkes abgestützt. Mit dieser statischen Lösung ist der Baumeister auch zu einer befriedigenden Raumgestaltung gelangt: Der vom Gebälk abzweigende Kuppelring ermöglicht die eben angesprochene Freistellung der Säulen, wodurch eine stärkere Gliederung der Baumasse und damit der schon erwähnte Eindruck einer mächtigen Kuppelhalle erreicht wurde.

Das Äußere ist – gemäß den ästhetischen Vorstellungen des Klassizismus – schlicht verarbeitet: Die vier glatten Säulen des Portikus – sie tragen dorische Kapitelle – stützen ein Gebälk ab, das lediglich mit einem nur einmal unterteilten Zierstreifen versehen ist. Darauf ruht der mit einem Zahnfries geschmückte Dreiecksgiebel. Zierstreifen und Zahnfries laufen am Gebälk und an der Dachunterkante um den Baukörper herum und werden nur einmal vom Glockenturm unterbrochen. Die Rahmungen

der Fenster und des Portals sind ebenfalls sehr einfach gehalten. Flach und zierlich gestaltete Konsolen tragen das Fenstergesims. Dieses ist beim Portal mit einem Zahnfries versehen. Die verhaltene Verarbeitung des Außenbaus und der völlige Verzicht auf Bauplastik findet seine Entsprechung auch im Innenraum. Die Gliederung des Gebälkes erkennt man wieder in der Brüstung der Empore und im Kuppelring. Hier wird dieses Gliederungsmotiv allerdings noch gesteigert: Wülste und Rillen drängen sich am oberen Rand – so als ob der Ring aufgelöst werden sollte, um in die kassettierte Wölbung überzugehen.

Überhaupt kann man eine stärkere Differenzierung der entsprechenden Bauglieder im Innenraum entdecken: Die freistehenden Säulen sind im Gegensatz zu den Portikus-Säulen kanneliert. Sie tragen wie die Pilaster der inneren Eingangstür ionische Kapitelle, wohingegen die Außensäulen dorische Kapitelle tragen.

Diese ausgewogenen und ästhetisch sublim differenzierten Entsprechungen von Außen- und Innenraum sprechen eher für ein imposantes Denkmal, das der Graf seiner Herrschaft gesetzt hat, als für ein Gotteshaus, das er seinen Untertanen schenken wollte.

Der besondere Charakter einer Residenzkirche tritt übrigens ganz deutlich im gräflichen Oratorium, das auf der rechten Empore vorgesehen war, hervor. Bezeichnend für den eben angesprochenen Denkmal- oder Repräsentationscharakter ist auch der ursprünglich bewußt nicht vorgesehene Glockenturm. Das ästhetische Konzept eines Zentralbaus wird dadurch entscheidend gestört. Bilder aus der Zeit von 1892/93 lassen deutlich erkennen, daß die Kuppel ohne den Turm weitaus prächtiger zur Geltung kommt.

Wen hat der Malefizschenk nun als Architekt für den Neubau der Pfarrkirche gewinnen können, nachdem er den Italiener BAGNATO aus seinen Diensten entlassen hat? Wie schon erwähnt, ist der Name des Architekten dokumentarisch bisher noch nicht nachgewiesen worden. Die Bauakten sind verlorengegangen. Verträge und Abrechnungen sind ebenfalls nicht vorhanden. Auch in den langen Auseinandersetzungen zwischen der Pfarrgemeinde und der Gutsherrschaft taucht der Name des Baumeisters nicht auf.

Noch während der Streitigkeiten um den Umbau der alten Pfarrkirche ist vom Grafen mehrmals ein französischer Architekt erwähnt worden, der «neue Projekte» gemacht haben soll (GRADMANN). Vielleicht handelte es sich dabei um jene Pläne eines Neubaus, die den Grafen überzeugt haben, von

den ohnehin nicht vorankommenden Umbauten Abstand zu nehmen.

In einem der Schriftsätze, die dem schon erwähnten Prozeß um die Baulast entstammen, sagte der Graf ferner, daß der Bauplan zum Neubau von einem Stuttgarter Architekten ausgearbeitet worden sei, dessen Name ihm entfallen sei (GRADMANN). Demnach muß ein französischer Architekt, der in Württemberg gearbeitet hat, den Plan zur Pfarrkirche geliefert haben. Es liegt nahe, an den Hauptvertreter des französischen Klassizismus in Süddeutschland zu denken – an MICHEL D'IXNARD. Dieser hat im weiteren Umkreis von Oberdischingen gebaut – die Stiftskirchen in Buchau (1776) und in Hechingen (1783). Der Malefizschenk hatte also Gelegenheit, sich von der Qualität des Baumeisters zu überzeugen. Er konnte sogar die Idee und die Ausführung eines am römischen Pantheon inspirierten Zentralbaues von D'IXNARD studieren – an der ehemaligen Benediktinerklosterkirche St. Blasien (1783).

Oberdischingen und St. Blasien haben den Säulenportikus und die mächtige Tambourkuppel gemeinsam – ferner die Orientierung am römischen Pan-

St. Blasien



theon: Das Verhältnis der Rotunde zur Kuppel beträgt 1:1. Der breite trennende Architrav hälftet also die Gesamthöhe des Raumes.

Diese grundsätzlichen Proportionsverhältnisse sind die einzigen Gemeinsamkeiten zwischen St. Blasien und Oberdischingen. Während die Klosterkirche in weiteren entscheidenden Details den Maßverhältnissen des Pantheons folgt, liegen Oberdischingen andere architektonische Formeln zugrunde. So weisen z. B. die Klosterkirche und das Pantheon ein alle Abmessungen bestimmendes Modul auf: Es handelt sich dabei um den halben Kuppeldurchmesser. Diese die Harmonie des Raumes erzeugenden Zahlenverhältnisse kann man in Oberdischingen nicht entdecken.

Es lassen sich noch viele bauliche Unterschiede zu St. Blasien aufzeigen, an dieser Stelle seien nur einige grundsätzliche genannt: Der Säulenportikus der Klosterkirche wird von zwei pylonenhaften Türmen begrenzt. In Oberdischingen steht der Portikus frei. So auch die vier Doppelsäulen im Inneren – sie rufen ein Wechselspiel zwischen Säule, Fensterwand und Nische hervor. Dagegen beherrscht die Säule den Raum der Klosterkirche: Zwanzig korinthische Säulen stehen im gleichen Abstand im Rund – nur gegen den Chor weiter auseinandertretend. Während in Oberdischingen die tragende Funktion der Säulen anschaulich ist, wird sie in St. Blasien vorgetäuscht: Die halbkugelige Kuppel ist an einer im Tambour verborgenen Tragkuppel aufgehängt.

Man kann noch weitere Unterschiede im Detail aufzählen. Das könnte aber das Bild verfälschen, da ein Baumeister verschiedene Bauten eben auch im Detail unterschiedlich gestaltet. Allerdings ist fast immer am architektonischen Werk eine den Architekten charakterisierende Handschrift oder besser noch: Bausprache nachzuweisen. Die Handschrift D'IXNARDS ist in Oberdischingen jedenfalls nicht zu erkennen. Schließlich sollte man noch erwähnen, daß das auf Vollständigkeit bedachte Bauverzeichnis von SCHMIEDER sämtliche württembergische Bauten von D'IXNARD aufzählt – nicht aber Oberdischingen.

In den Kreisbeschreibungen (GRADMANN), in Kunstführern (Reclam) und bei OTT wird noch ein weiterer französischer Architekt im Zusammenhang mit dem Bau der Rotunde genannt: Der Stuttgarter Hofbaumeister LOUIS PHILIPP DE LA GUÉPIÈRE. Auch seine Entwürfe haben sich an der antik-römischen Baukunst orientiert. Abgesehen davon, daß von ihm kein Rund- oder Zentralbau bezeugt ist, weisen seine Bauten (Ludwigsburger Schloß, Neues Schloß in Stuttgart, oder Schloß Monrepos) nicht einmal im

Detail Ähnlichkeiten mit der Ausführung der Oberdischinger Pfarrkirche auf. DE LA GUÉPIÈRES Klassizismus ist noch zu verspielt, um mit der Strenge und Schlichtheit der Pfarrkirche in Verbindung gebracht zu werden. Nun könnte man allerdings einwenden, daß die Architektursprache eines Palastes nicht unbedingt auf einen Sakralbau übertragen werden kann, daß der Architekt also für den Sakralbau möglicherweise ein anderes Konzept vorgesehen haben könnte, also zum Beispiel: kaum verzierte Fensterrahmungen, schlichte Kapitelle und strenge Säulen. Wenn man die Autorschaft dieses Architekten annimmt, dann sollte man ferner berücksichtigen, daß es sich bei der Pfarrkirche, die erst 1831 fertiggestellt wurde, um ein Spätwerk DE LA GUÉPIÈRES gehandelt hätte. Sein architektonischer Stil würde sich demnach zum strengeren Klassizismus geläutert haben. Das sind aber lediglich Vermutungen, die sicherlich nicht ausreichen, um DE LA GUÉPIÈRE als Baumeister der Pfarrkirche vorzustellen.

Neben ihm wird noch ein anderer, nicht so bedeutender Architekt in die engere Wahl gezogen. Der ebenfalls als Hofbaumeister tätige NICOLAS THOURET. Nach einer Anmerkung von OTT und KASPER soll THOURET sogar archivalisch bezeugter Baumeister der Pfarrkirche sein. Diese Behauptung ist weder belegt noch kunsthistorisch nachgewiesen worden. Immerhin macht sie auf THOURET als möglichen Baumeister aufmerksam, so daß eine Betrachtung seiner Biographie und seines Werkes unumgänglich ist. THOURET hat viel mit DE LA GUÉPIÈRE in Stuttgart und Umgebung zusammengearbeitet. Dabei fielen ihm vorwiegend die Aufgabe der Gestaltung der Innenräume sowie nachträgliche Um- und Erweiterungsbauten zu. Das betraf besonders das Stuttgarter Neue Schloß, die Schlösser Ludwigsburg und Monrepos. Es ist zu beobachten, daß THOURET immer eine kühle Note in den weitgehend noch etwas barock anmutenden Klassizismus DE LA GUÉPIÈRES hineingebracht hat. Das schien wohl auch Herzog CARL EUGEN bewogen zu haben, für das Schloß Monrepos umfangreiche Um- und Neubauten durch THOURET vornehmen zu lassen. Diese sind nun für die Frage nach der Autorschaft der Pfarrkirche in Oberdischingen von besonderem Interesse: Im Bereich des Seeschlosses entstand im Jahre 1804 eine Baugruppe, an die heute nur noch ein erhöhtes Plateau am östlichen Ende des großen Rasenplatzes erinnert. Es handelte sich dabei um das Festingebäude und das Theater. Beide Gebäude wurden schon bald nach ihrer Fertigstellung im Jahre 1819 auf Abbruch verkauft (EUGEN). Es gibt aber noch – wenn auch sehr knapp gehaltene – zeitgenössische Beschreibungen dieser beiden Gebäude. J. D. G.



Bad Teinach. Portikus und Fensterrahmungen zeigen die «Handschrift» des Baumeisters N. THOURET.

MEMMINGER vermittelt eine ziemlich genaue Vorstellung von dem Versammlungssaal des Festin- gebäudes: Dieser soll einen kreisrunden Grundriß gehabt haben. Es hat sich demnach offensichtlich um eine Art Zentralbau gehandelt, da sich an zwei gegenüberliegenden Seiten noch ein Tanz- und ein Speisesaal angeschlossen haben. Der Saal war nach Aussagen MEMMINGERS zweigeschossig und von einer riesigen Kuppel überwölbt, die auf freistehenden Säulen ruhte. Weiter berichtet MEMMINGER, daß die *Verhältnisse des Saales groß und pathetisch* waren. Dieses Festinhaus ist neben der Pfarrkirche in Oberdisingen das einzige mir bekannte größere freistehende Gebäude Süddeutschlands mit einer zentralen Rotunde, die von einer Kuppel auf freistehenden Säulen überwölbt wird.

Auf Grund dieser zeitgenössischen Beschreibung kann man im Festinhaus wiederum das Vorbild des römischen Pantheons erkennen. In der Tat hat THOURET dieses antike Denkmal während seines Rom-Aufenthaltes zwischen 1793 und 1796 studiert – und zwar unter Anleitung des bekannten FRIEDRICH WEINBRENNER, des Gestalters der Karlsruher Schloßanlage.

Nach seiner Rückkehr aus Italien – besser: Rückberufung durch Herzog CARL EUGEN nach Stuttgart – muß sich THOURET also mit dem Gedanken eines Zentralbaues beschäftigt haben, denn wenige Jahre später baute er das Festinhaus.

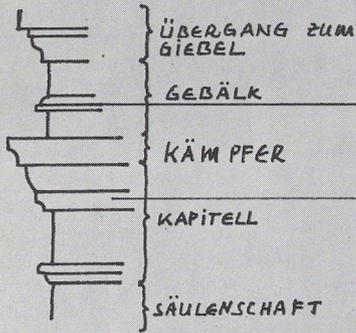
Es ist nun sehr interessant, zu beobachten, daß sich ebenfalls in diesen Jahren der Malefizschenk entschlossen hat, eine neue Pfarrkirche bauen zu lassen. Er hat sich ja – wie es hieß – mit Plänen eines Stuttgarter Architekten befaßt. Daß es sich hier, wenige Jahre vor Baubeginn, um Pläne eines Zentralbaues gehandelt hat, darf wohl sicher sein. Jener Stuttgarter Baumeister, von dem die Pläne stammen sollten, könnte NICOLAS THOURET heißen – derselbe, der kurz nach Baubeginn in Oberdisingen einen, vom Konzept her betrachtet, ähnlichen Bau im Monrepos-Bezirk errichtet hat – das Festinhaus.

Natürlich verlangt man nun auf Grund dieser Zusammenhänge auch sichtbare Belege für eine mögliche Autorschaft THOURETs in Oberdisingen. Dabei kommt wieder der Begriff der «Bausprache» ins Spiel: Gibt es eine unverwechselbare architektonische Handschrift THOURETs, die auch in Oberdisingen nachzuweisen ist?

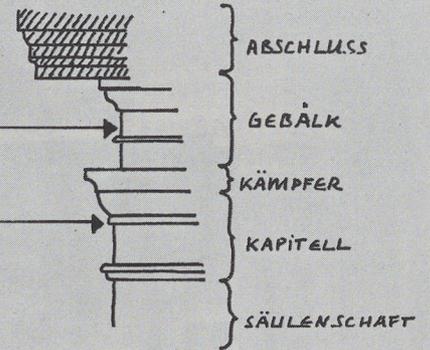
FIG. 1:

PROFILZEICHNUNG / PORTIKUS:

OBERDISCHINGEN:



BAD TEINACH:



Glücklicherweise kann man heute noch einige Bauten von THOURET betrachten, um die Architektursprache zu überprüfen. In Bad Teinach hat THOURET zusammen mit GOTTLÖB BARTH im Jahre 1842 das Badhotel erbaut. Der Portikus des Haupteinganges ist fast identisch mit dem der Pfarrkirche von Oberdischingen: Schlanke glatte Säulen mit dorischen Kapitellen tragen ein schweres Gebälk, das durch einen schmalen Zierstreifen in der Waagerechten gegliedert ist. Die etwas vorstehenden Kämpferplatten zählen ebenfalls zu den auffälligen Übereinstimmungen. Eine Profilzeichnung des Portikus macht darüber hinaus deutlich, daß Ähnlichkeiten bis ins kleinste Detail zu verfolgen sind. Der Abschluß des Portikus fällt in Bad Teinach wohl

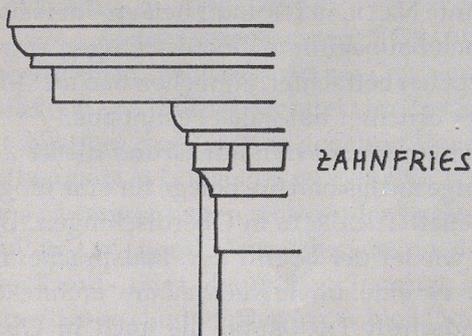
deswegen mächtiger aus, weil sich darüber Blumenkästen befinden, nicht aber ein Dreiecksgiebel wie in Oberdischingen. Bis auf zwei winzige Details (in der Zeichnung durch einen Pfeil markiert) gleicht sich das Profil beider Portiken: Die Zierleiste des Gebälks ist in Oberdischingen unterteilt – in Bad Teinach ist sie einfach. Unterhalb des großen Wulstes des Oberdischinger Kapitells ist eine Hohlkehle angebracht – in Bad Teinach nur ein ungegliederter Stab.

Auch die Gestaltung der Portal- und Fensterrahmen machen ein- und dasselbe Konzept deutlich. Das Kirchenportal ist zwar prächtiger ausgestaltet als die Rahmung der Hotelfenster, doch kann man im Profil des oberen Gebälks dieselbe Gestal-

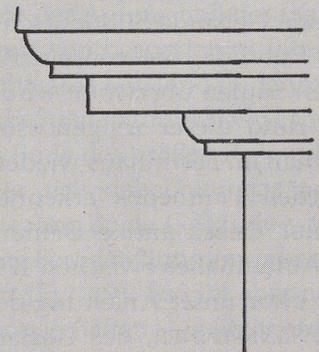
FIG. 2:

PROFILZEICHNUNG / FENSTER / PORTAL:

OBERDISCHINGEN:



BAD TEINACH:



tungsweise erkennen: Das Gebälk des Kirchenportals ragt weit vor. Aus diesem Grunde wird es durch Konsolen abgestützt. Die Profilgestaltung ist aber bis zum Ansatz des Zahnfrieses genau dieselbe wie die des flachen Hotelfensters in Bad Teinach. Man kann also abschließend sagen, daß die Typik der architektonischen Detailgestaltung von Portal und Fenster in Oberdischingen und Bad Teinach identisch ist. Ihre Ausführungen differieren nur sehr leicht – nicht zuletzt wegen der unterschiedlichen Bestimmung beider Gebäude. Wichtig für die Annahme der Autorschaft THOURETs ist natürlich seine aus dem Rom-Aufenthalt resultierende intime Kenntnis der antiken Architektur. Das nachweislich von ihm erbaute Festinhaus im Monrepos-Bezirk belegt die Umsetzung seiner architektonischen Studien. Die Konzeption der Pläne zur Rotunde des Festinhauses fällt in die Zeit, in der sich der Malefizschenk – ebenfalls «Rom-begeistert» – mit neuen Plänen zum Bau der Pfarrkirche befaßt hat. Der Entschluß, einen Zentralbau errichten zu lassen, rührte sicherlich nicht nur vom Erlebnis der antiken – römi-

schon – Architektur her. Die Klosterkirche von St. Blasien und die Konviktskirche des nahen Ehingen, ein kuppelüberwölbter Hallenbau, der einem Zentralraum sehr nahe kommt, dürften ihn in seinem Vorhaben bestärkt haben. So ist es naheliegend, daß er sich an denjenigen Stuttgarter Baumeister gewendet hat, der – ebenfalls begeistert für die antike Architektur – zu dieser Zeit schon Zentralbaupläne entwickelt hatte: NICOLAS THOURET. In ihm darf man sehr wahrscheinlich den Baumeister der Pfarrkirche von Oberdischingen sehen.

#### Literatur

GÜNTHER BANDMANN: Mittelalterliche Architektur als Bedeutungsträger. Berlin 1951. – HANS EUGEN: Monrepos, Stuttgart 1933. – ALFONS KASPER: Kunstwanderungen kreuz und quer der Donau, Schussenried 1965, Bd. IV. – STEFAN OIT: Oberdischingen, Weißenhorn 1977. – L. SCHMIEDER: St. Blasien, Augsburg 1929. – Die Kunst- und Altertumsdenkmale im Königreich Württemberg, hrsg. v. E. v. PAULUS und E. GRADMANN, Esslingen 1914. – Beschreibung des Oberamtes Ehingen, hrsg. v. d. k. statistischen Landesamt Stuttgart 1893. – Reclams Kunstführer Deutschland, Stuttgart 1971, Bd. II (Baden, Württemberg, Pfalz, Saarland). – J. D. G. MEMMINGER: Stuttgart und Ludwigsburg mit ihren Umgebungen, 1817.

## Die Wiederherstellung der Schloßkirche Friedrichshafen

*Gustav Adolf Rieth*

*Europäisches Jahr des Denkmalschutzes, neue gesetzliche Grundlagen für die Denkmalpflege und eine neue Organisation der Ämter, die mit Hilfe dieses Gesetzes den Schutz der überlieferten Kulturdenkmale gewährleisten und durchführen sollen – all diese Einschnitte und Veränderungen lassen die Zeit davor schon fast wie ferne Vergangenheit erscheinen. Eine Vergangenheit, die man dem Vergessen meint überlassen zu können, von der man sich absetzt und abhebt, weil man es doch – bei allen noch bestehenden Zwängen und Problemen – so trefflich weit gebracht hat? Oder eine Vergangenheit, an die man sich erinnern sollte, um sich zu vergewissern, was auch unter schwierigsten Bedingungen möglich ist? Vielleicht doch eher dies! Und deshalb geben wir hier den «Erinnerungen eines Denkmalpflegers» Raum, die ein Stück Zeitgeschichte festhalten und an die Bedingungen erinnern, die bei der Wiederherstellung kriegszerstörter Denkmale gegeben waren. (Der Ausblick von Friedrichshafen nach Freudenstadt, den der Autor am Schluß seiner Erinnerungen gibt, mag auch andere gedankliche Fortsetzungen und Ausblicke anregen: nach Stuttgart zum Beispiel oder nach Heilbronn. (sh)*

Der schwere Luftangriff in der Nacht zum 28. April 1944, der auf die kriegswichtige Industrie Fried-

richshafens abzielte, hatte den alten Stadtkern und mit ihm die gotische Nikolauskirche völlig zerschlagen. Die am Westrand der Stadt liegende Schloßkirche, ein Werk der frühbarocken «Vorarlberger Schule», wurde von Brandbomben getroffen, die den Dachstuhl des Schiffs und die Kuppel des Südturms in Flammen aufgehen ließen. Das Gewölbe der Kirche hielt stand, so daß man die Wiederherstellung des Dachstuhls hätte sofort in Angriff nehmen können, zumal Herzog PHILIPP ALBRECHT VON WÜRTTEMBERG das Holz dafür sofort gestiftet hatte. Die örtliche Kreisleitung verbot jedoch den Bau eines Notdachs mit der Begründung, daß die Erstellung von Notwohnungen wichtiger sei.

So passierte an der Kirche zunächst nichts: die Regen- und Schneewässer des Winters 1944/45 ergossen sich über das ungeschützte Gewölbe. Im Jahre 1945 geschah erst recht nichts, zumal die Not des Zusammenbruchs nun alle Hände beim Beginn des Wiederaufbaus in der Stadt in Anspruch nahm. Inzwischen hatte sich der ganze Gewölbestück des Wessobrunner Meisters JOHANN SCHMUZER und seiner Söhne (1697–1701) zersetzt und abgelöst. Als